



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Moral und Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Moral und Politif



Als Friedrich Nietzsche zuerst mit seiner Forderung des „Jenseits von Gut und Böse“ an die Öffentlichkeit trat, hatte der Satz dieselbe Wirkung wie jedes Schlagwort, das die Menschen durch die Neuheit seiner Fassung verblüfft. Vor allem überfah man, daß es in seiner allgemeinen Fassung von einer durchaus falschen Voraussetzung ausging, und daß zweitens, wo es auf Wahrheit beruhte, diese früher schon viel besser gesagt worden war.

Der neueste Philosoph — oder ist auch er schon überholt worden? — will beweisen, daß die Moral nicht bloß ihrer formalen Ausgestaltung, sondern ihrem eigentlichen Wesen nach einer fortwährenden Veränderung unterworfen, und daß sie deshalb als Maß für die Wertschätzung menschlichen Handelns gar nicht zu verwerten sei. Wenn das der Fall wäre, müßte es um die Entwicklung der Menschheit sehr schlimm stehn. Denn diese würde dadurch der Einheitlichkeit entkleidet werden, ohne die eine Evolution zu immer höhern Daseinsformen undenkbar ist. Wie alle menschliche Erkenntnisthätigkeit, so ist auch die Moral eine unteilbare Einheit, die nur aus sich heraus die feinere und freiere Gestaltung ausbildet.

Nach Nietzsche ist allein die Furcht die Mutter der Ethik, mit deren Wert sich derzeit noch die Menschheit so maßlos brüfte. Aber mag der Urkeim, aus dem sie hervorging, noch viel roher und formloser sein, so nimmt das doch den Thatbestand nicht hinweg, daß die Einheit ihrer Geburt für alle Menschheit dieselbe ist, und daß, wenn hier und da Ausnahmen auftauchen, diese nur scheinbar sind und in Wirklichkeit die Regel bestätigen. Wie denn auch die Erscheinung der Farbenblindheit und der Umstand, daß sich der eine oder der andre in die Logik des Einmaleins nicht fügen will, an der Wahrheit des Monismus nichts ändern können.

Mit der Berechtigung oder vielmehr mit der Notwendigkeit der Moral im Haushalt alles Menschentums hat es also seine volle Richtigkeit, und wenn trotzdem Nietzsche andre Regulative in den Gang des Lebens einsetzen

wollte, so hat er dieses Unterfangen schwer büßen müssen. Das Sittengesetz ist einmal mit dem Menschen geboren und soll ihm zur Richtschnur dienen; nur darauf kommt es an, daß er es nicht nach außen, sondern nach innen, daß er es nicht gegen andre, sondern gegen sich selber wendet. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Damit ist nicht gesagt worden, daß alles Urteilsfällen vom Übel sei, sondern es soll nur dem einzelnen Menschen die Handhabung einer Waffe entwunden werden, die zweischneidig den, der sie führt, mit derselben Schärfe trifft wie den, auf den sie fallen soll.

Auch dahin geht nicht die Absicht, dem bürgerlichen Richter die ihm übertragene Handhabung des öffentlichen Rechts vor willkürlichen Eingriffen zu sichern, sondern der Verwirrung zu steuern, die entstehen muß, wenn der eine sich zum moralischen Wegweiser des andern machen will. Glaubst du an die Unfehlbarkeit des moralischen Prinzips, und bist du der Überzeugung, daß seine allgemeine Befolgung die Ordnung und den Frieden unter den Menschen zur Folge habe, so wende seine Schärfe zuerst gegen dich selber, und dann siehe zu, wie es kommt. Deinem Nachbar gegenüber, der mit dir auf demselben Wege ist, halte dich fein säuberlich jenseits von Gut und Böse, aber in der Abrechnung mit dem eignen Ich stelle dich mitten hinein. Mit dem Gewissen, das in dich hineingepflanzt wurde, ist dir ein Zeiger gegeben, der unfehlbar den Unterschied zwischen dem einen und dem andern feststellt und dich nie unsicher läßt, was du zu thun hast. Handelst du hierin mit dem nötigen Ernst, so wird dir eins klar: nach der Not, die du mit dem eignen Leibe hast, verstummt die Lust, dich auch mit dem deines Nächsten zu befassen.

Das ist keine neue, sondern eine sehr alte Weisheit, deren festgeschlossene und in sich zusammenhängende Sätze sich zu den Aphorismen Nietzsche's verhalten wie die starken Maschen eines Fischernezes zu den grauen Fäden des Spinnwebes. Die Spinne hatte es auf andre als auf Fliegen abgesehen, aber trotzdem ging ihr nichts besseres ins Netz, und schließlich blieb sie selbst drin hängen. Nichts für ungut; aber wenn man ein eisernes Gefüge zerbrechen will, dann muß man einen schweren Hammer und einen noch stärkern Arm haben, sonst fliegt der Hammer zurück und zertrümmert den eignen Schädel. Nietzsche wollte die bürgerliche Moral vernichten, die eine Wirklichkeit außer ihm ist und deshalb nicht zu töten war, und statt ihrer die Herrenmoral aufrichten, die nicht ins Leben eingeführt werden konnte, weil sie nur in seinem Kopfe existierte. Übermenschen? Im Sinne Nietzsche's hat es nie solche gegeben, oder waren sie da, Gewaltmenschen, die nur ihren brutalen Willen als Gesetz gelten lassen wollen, dann ist die Menschheit auf die eine oder die andre Weise mit ihnen fertig geworden.

Wohl aber hat es zu allen Zeiten große Menschen gegeben, die die Führer ihrer Völker waren, Männer, deren Schritte unter denen von ihresgleichen hallten, aber deren Köpfe weit über die der größten hinausragten. Das sind die Menschen, in deren Köpfen und Herzen sich alles zusammenfindet, was in andern nur vereinzelt Platz hat, Männer, die deshalb auch das Zeug in sich haben, das Alte zu vernichten und das Neue herauf-

zuföhren, die „Verschlinger von Formeln,“ die den Wein in neue Schläuche fassen, die den Tempel abbrecfen, aber ihn auch in wenig Tagen wieder aufbauen können. Solcher hat die Menschheit von Zeit zu Zeit nötig, damit nicht unter der Macht der alles bezwingenden Gewohnheit das Leben stockig und faul werde, damit nicht die Not in den Ställen des Augas über alles andre hinauswacfsje. Wollt ihr auch diese Menschen unter den Zwang einer Sittlichkeit stellen, die einmal Wert hatte, aber ihn verlieren mußte, weil das Feuer ihres Innern nicht mehr durch die Rinde dringen konnte?

Besser, ihr thut es nicht, weil ihr euch an eine vergebliche Arbeit machen würdet. Gerade sie hat die Natur, oder der Weltwille, oder Gott, wie ihr immerhin sagen möget, aus vielen auserkoren, um ein neues Feuer in der Welt anzuzünden. Ein neues? Nein, sondern um die alte, bloß kalt gewordne Blut durch Zuföhörung gleichartiger, aber feinerer Elemente neu zu entfachen, daß sie helleres Licht und bessere Wärme unter die Menschen ausstrahle. Wenn ihr auch sie unter das alte Gesetz beugen wolltet, dann würdet ihr Kreuze aufrichten müssen, um sie zu Tode zu martern, und Scheiterhaufen entflammen, um ihre Leiber zu verbrennen, aber Wirkung würdet ihr keine andre haben als die, daß von Scheiter- und Marterholz die Geister der Getöteten in noch hellerer Verklärung emporstiegen und zur Nachfolge aufriefen. Laßt euch warnen durch die Kriege, die der Fanatismus wachrief, in denen er Länder verwüstete und ihre Städte in Asche legte, in denen er das Blut von Millionen und aber Millionen vergoß und doch nichts andres erreichte, als daß aus Schutt und Asche die neue Ausfaat um so kräftiger in die Halme und um so leuchtender in die Blüte schoß.

Für diese Heroen einer idealen Welt brauchte Nietzsche die Satzungen der bürgerlichen Moral nicht zu zerreißen, denn sie kamen selbst und kommen immer noch auf höheres Gebot, nicht um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Ihrer erhabnen Weisheit gegenüber erklingt seine Umwertung der Werte wie das Lallen eines unmündigen Knaben, und neben ihrem Handeln ist die Verkündung seiner Herrenmoral wie das Säbelkrasseln eines miles gloriosus. Aber auch für die Führer der Nationen auf den realen Gebieten des Lebens hätte es der Nietzsche'schen Anstrengung der Umwertung nicht bedurft, freie Bahn für ihr Wirken zu schaffen.

Vor allem sei auch hier daran erinnert, daß das Sittengesetz nicht dazu da ist, als Prokrustesbett für die Glieder anderer zu dienen, sondern daß es nur Wert hat in den stillen Abmachungen des Einzelnen mit sich selbst. In den Ausstrahlungen des privaten Lebens giebt das die beste Deckung, und soweit es nicht reicht, springt das Richteramt ein, das mit Drohung und Strafe das Mit- und Gegeneinander der Menschen ausrichtet. Könnte das individuelle Gewissen mit seinen Regungen und das öffentliche Recht mit seinen Satzungen auch über die Grenzen des Einzellebens hinausreichen, so wäre in demselben Maße wie für die Sicherheit des privaten Daseins auch für die der Allgmeinheit gesorgt. Aber es liegt auf der Hand, daß hier mit ganz andern Voraussetzungen gerechnet werden muß.

Der Staatsmann, dem die Sorge für das Ganze auf die Schultern gelegt ist, hat es mit Notwendigkeiten zu thun, die hoch über die Forderungen hinausgehen, mit denen das bürgerliche Recht seine Paragraphen begründet. Diese Gebundenheit liegt auf der einen Seite in den Rücksichten, die der Lenker des Staats auf die Potenzen des eignen Gemeinwesens zu nehmen hat, und auf der andern in denen, die ihm von dem Lebenswillen einer fremden Nationalität aufgezwungen werden. Zwischen innern Gärungen und von außen drohenden Gefahren muß er das Staatsschiff, beladen mit den Interessen der Nation, durchführen: neben der Stärke ist möglichste Beweglichkeit des Fahrzeugs das erste Erforderniß. Darf sie ihm dadurch versteift werden, daß ihm in das Gangwerk seines Steuerruders die Regeln einer unverrückbaren Moral gewunden werden?

Nicht, als ob ein Staatsmann nicht mit der Summe aller moralischen Tugenden geschmückt sein dürfte, aber sie dürfen nur da nicht werththätig ins Spiel der Kräfte eingemischt werden, wo sie nicht am Plage sind. Im politischen Leben, da wo es bloß materielle Interessen durchzusetzen gilt, hat die Moral nur dann einigen Wert, wenn es darauf ankommt, den auf Grund des gleichen Vorteils geschlossenen Verträgen die höhere Weihe zu geben. An und für sich hat diese kein Gewicht, doch sie kann, solange die Interessen zweier kontrahierender Mächte zusammengehen, die Stärke des Kitts, der die beiden einigt, vermehren; geht aber die reale Grundlage in die Brüche, so flattert auch die Idee von dannen. Freilich ist es eine Wahrheit, daß auch im Zusammenleben der einzelnen Menschen unter dem starken Drange die Notwendigkeit den Sieg über die Freiheit davonzutragen pflegt, aber es ist auch eine Möglichkeit, und sie ist tausendmal Wirklichkeit geworden, daß die freie Selbstüberwindung, statt den Tod zu geben, das eigne Leben wegwirft. Hier liegt der Unterschied: der einzelne Mensch kann oder muß, wo er unter dem äußersten Zwange die Wahl hat, das eigne Ich aufgeben, der Staat, der die Zusammenfassung aller ist, darf es nicht.

Daß in den Keim des Menschendaseins auch die Möglichkeit einer Sittlichkeit gelegt wurde, die über die Grenzen irdischer Unvollkommenheit zu Gott führt, ist eine Thatsache, die kein denkender Mensch leugnet; aber es ist ein Fehler, dieses moralische Vermögen als allem andern vorausgehendes Regulativ in das Leben und in die Beziehungen der Völker zu einander stellen zu wollen. Der Urheber des Christentums wendet sich mit seiner Predigt an den einzelnen Menschen, aber Sokrates belehrte den Charikles und den Kritias und viele andre, die es gern hörten, darüber, wie ungerecht und unmoralisch es vom athenischen Staate gehandelt sei, durch die von Jahr zu Jahr gesteigerte Vermehrung seiner Streitmittel die Ruhe seiner Nachbarn zu stören. Wie verhängnisvoll das für die Wohlfahrt nicht bloß des athenischen, sondern des ganzen griechischen Volkes gewesen ist, das wird man allgemein erst dann klarer erkennen, wenn sich unsre jetzige höhere Schule von den Vorurteilen frei gemacht haben wird, in denen sie noch immer im Hinblick auf antikes Leben befangen ist. Was hat die noch so fein ausgeflügelte Ethik, und wenn es die des Sokrates ist, mit dem biologischen Gesetz des Interessenkampfes zu

thun? Hüßt einen Staat in den besten Tugendmantel, den ihr aufstreiben könnt, trotzdem wird sein Nachbar, der noch nicht ganz die Bestie in sich unterdrückt hat, bei aller Bewundrung, die er für die fremde Vortrefflichkeit hegt, ohne einen Augenblick zu zaudern, wenn die Gelegenheit da ist, zermalmend über den Kopf des Thoren wegschreiten. Ob ein solcher Gewaltstaat nicht wohl hinterher auch noch die moralische Formel finden würde, wonach er so habe handeln müssen, wie er gethan hat?

Der Mann des Staats, der das ihm untergebne Ganze nicht zu irgend welcher seelischen Beruhigung zu führen hat, sondern unter allen Umständen dessen irdische Wohlfahrt sichern soll, darf nicht von den Bedingungen jener, sondern muß von den Voraussetzungen dieser ausgehn. Als Themistokles angesichts des drohenden Perserkriegs die Priesterschaft des delphischen Tempels durch geschickte Anwendung von schnödem Gelde veranlaßt hatte, den der atheinischen Politif gewiesenen Rat, den er selbst auf dem Wege der Hintertreppe sehr formlos in das Heiligtum hineingeschafft hatte, vorn in aller Form wieder herauszulassen, da war sein Verfahren ein solches, wie es ihm durch die Lage der Welt im allgemeinen und seiner Vaterstadt im besondern vorgeschrieben war. Hätte er seine Mitbürger anders als auf dem Wege der Bestechung dahin bringen können, die Zeichen der Zeit zu verstehn, ihre Zukunft aufs Meer zu legen und in die Weltstellung einzurücken, so hätte er gewiß den geraden Pfad nicht verlassen, um zum Ziele zu gelangen. Es war nicht seine Schuld, daß zwischen einer hilfsbedürftigen Priesterschaft und einer unverständigen Bürgerschaft der Weg krumm ging. Hätte er trotzdem geradeaus gehn wollen, so wäre seine Thorheit so groß gewesen wie die seiner altgläubigen Mitbürger, die den Burgfelsen auf den Rat des Drakels mit einem hölzernen Pfahlwerk verschanzten.

Was wollt ihr Prediger einer „unentwegten“ Moral, die hier gelten soll, was sie dort gilt? Was im rein persönlichen Verhältnis vom Themistokles gut gehandelt gewesen wäre, das wäre in seiner Vertretung des athenischen Staats nicht bloß eine Dummheit, sondern ein Verbrechen gewesen. Wenn ihr über alle andern hinaus die höhere Einsicht vom Besten des euch anvertrauten Gemeinwesens habt, so sollt ihr euch durch nichts, auch durch den krummsten Weg nicht abhalten lassen, die Gedanken, die ihr habt, in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Gründe, die den Staatsmann zwingen, sich im Gedränge des politischen Lebens nicht von den Säzen der Moral umstoßen zu lassen, sind dieselben, von denen der Privatmann gehalten wird, sich in den Auseinandersetzungen mit seinesgleichen nicht um eines Haares Breite von ihren Vorschriften zu entfernen. Von den gegenüberliegenden Endpunkten sichern beide durch ihr Verhalten die Festigkeit der Grundlage, worauf die Menschen stehn. Denn mit der Staaten bildenden Kraft in der Menschheit ist überhaupt erst die Möglichkeit einer allgemein verpflichtenden Sittlichkeit gegeben, und nur durch das Beispiel, das der Einzelne mit dem Verzicht auf das eigne Begehren giebt, wird der starke Anstoß zu moralischem Fortschreiten ins Leben hineingetragen.

Daß Themistokles den Staat der Athener durch eine Täuschung in die

seinem wirklichen Lebensdrange entsprechende Richtung gebracht hat, ist ihm von den Lobrednern einer starren Moral niemals verziehen worden. Ihr sittlicher Unwille — oder war es nebenbei noch etwas anderes? — hielt sich hinter der gegen ihn gerichteten Anklage versteckt, daß er an der Verrätereie des Pausanias Anteil gehabt habe. Wem kommt hierbei nicht die Feindschaft in die Erinnerung, mit der nach dem siegreichen Kriege mit Frankreich die konservative Partei in Preußen den Fürsten Bismarck*) verfolgte? Konservative Leute, die die persönliche Gereiztheit und das Parteinteresse von ihren religiösen und moralischen Überzeugungen nicht zu trennen verstanden, sondern im politischen Kampfe munter das eine für das andre ausspielten. In Athen war dies für Themistokles insofern viel schlimmer, als sich die am Alten hangende Partei nicht erst von ihm loszusagen brauchte, sondern mit dem Vorteil althergebrachter Gegnerschaft die groben und die feinen Register der Verleumdung gegen ihn ziehen konnte.

Themistokles hatte das Geld, weil er es auf verfassungsmäßigem Wege in seiner Vaterstadt nicht bekommen konnte, bei der Gelegenheit genommen, wo es zu haben, und keine parlamentarische Kontrolle zu besorgen war. Er hatte es nötig, um den Wagen zu schmieren, auf dessen Bock er saß, und der sonst schwer aus der Stelle zu bringen gewesen wäre. Aber ist denn dies mit den Gesetzen des Staats im besondern und mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit im allgemeinen vereinbar? Auch dann vereinbar, wenn der Vorteil des Staats dafür spricht, und wenn die widerrechtlich eingezogenen Gelder nur zu dessen Nutzen verwandt wurden? Es wäre besser gewesen, wenn die Athener den Unregelmäßigkeiten ihres damaligen größten Staatsmannes nachträglich Indemnität verliehen hätten, aber sie bestanden auf ihrem Schein und wunderten sich über das große Vermögen, das er besaß, während er im Beginn seiner Laufbahn über nichts zu verfügen gehabt hatte. Hat man nicht auch in unsern Tagen die Verdächtigung gehört, daß die Erhöhung gewisser Zölle nur dem Umstande das Leben verdankte, daß sie dem Walddreichtum eines Fürsten von Salamis zu gute kam?

Vielleicht wäre es klüger von Themistokles gewesen, den Unmut seiner Mitbürger nicht durch die Schaustellung seines Reichtums zu reizen, aber ob ihm andrerseits die Enthaltfamkeit und die Armut des Aristides über die Fährlichkeiten seines Lebens hinweggeholfen hätten? Alles das sind müßige Fragen, weil sie keine Wirklichkeit hinter sich haben. Themistokles hatte einmal seine Freude an materiellem Besitz. Ohne sie kann er gar nicht gedacht werden, weil er den starken Sinn für die Realitäten des Daseins hatte und ihren Wert besser als ein anderer zu schätzen wußte. Muß denn immer und überall der Reichtum der Tugendübung im Wege sein? Oder liegt es an euerem moralischen Maßstabe, den ihr wie ein Szepter in der Hand tragt, und der hier soweit reichen soll wie dort?

In der französischen Geschichte macht sich die Tugendlehre moralisierender

*) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, Seite 142 bis 161.

Historiker noch immer viel mit dem größten Manne der großen Revolution zu schaffen. Der Graf Mirabeau stand sehr unter dem Druck der Lebensbedürfnisse, von denen ein Diogenes in seiner Tonne keine Ahnung hat. Daß Mirabeau sie hatte, macht freilich der Betrachtung weniger Beschwerde als die Art und Weise, wie er während einer kritischen Wendung im Gange der Revolution den Forderungen des Tages gerecht zu werden suchte. In dem starken Geiste Mirabeaus allein lagen die Mittel, die der wilden nationalen Empörung Frankreichs Halt zu gebieten vermochten, Halt mit dem Ergebnis, daß in gleicher Weise dem Volk und dem Könige sein Recht wurde. War es ein Unrecht, daß Mirabeau diese Mittel dem zur Verfügung stellte, der sie zu seinem Vorteil und dem des Ganzen anwandte? Vielleicht könnte man auch von einer Pflicht sprechen, aber mag das dahingestellt bleiben. Ob Pflicht oder Recht, beide konnten dadurch nicht in ihr Gegenteil verkehrt werden, daß auf die Darbietung eines idealen Werts das materielle Äquivalent geleistet wurde.

Für Leute, die an einer gewissen Hypertrophie ihres moralischen Bewußtseins leiden, hat vor allem die Thätigkeit des Handels etwas anstößiges. Deshalb, weil sie nur an den schönen Gewinn denken, den der eine von den an dem Geschäfte beteiligten in die Tasche steckt, und es nicht wissen oder vergessen haben, daß der Umtausch von Besitz das natürlichste Ding von der Welt ist. Kein Mensch vermag ohne den Umsatz fertig zu werden, der etwas eignes für etwas fremdes weggiebt. Sogar die Moralisten, die ihre Lehren auf dem Markte des Lebens absetzen, heimsen für ihre Predigt mindestens Lob und Bewunderung ein. Sokrates, der für seinen Unterricht keinen Lohn in Form von klingender Münze nahm, blieb deshalb nicht ohne Bezahlung, und eine Thorheit ist es, diese geringer einschätzen zu wollen als das Gold, das die Sophisten einsackten.

Jeder nimmt für seine Ware das, was er für sich nötig hält, und Mirabeau nahm für seine Geisteskräfte das Gold des Königs hin. Nicht, als ob er sie feil gestellt hätte, sondern es traf sich so, daß der eine dieses und der andre jenes gebrauchen konnte. Ich kann euern, meinen, unser aller Staat in einem Grunde verankern, der nicht nachgeben wird; wollt ihr mir dafür meine kleinen Sorgen abnehmen, so soll euch das frei stehn. Niemand sonst hat ein Vorkaufsrecht auf meine Habe. O der Thorheit, die in der Geschichtschreibung noch immer davon spricht, daß Mirabeau an einer bestimmten Ecke seines Lebens seine Gesinnung geändert habe, daß er „ein Söldling des Hofes“ geworden, seinen „Patriotismus feilgeboten“ habe, und was dergleichen Anschuldigungen mehr sind. Als nach seinem Tode zuerst die Verbindung bekannt wurde, in der er mit dem König gestanden hatte, da war es erklärlich, daß die Männer, die mit ihm die Revolution heraufgeführt hatten, ihn des schönen Verrats an den gemeinsamen Grundsätzen ziehen und die Gebeine des „Abtrünnigen“ aus dem Grabe im Pantheon wegrissen. Aber seitdem sind die Leidenschaften verraucht, und alle, die einst mit ihm gekämpft und sein Thun geschmäht haben, sind ihm dahin nachgefolgt, wohin er so früh voran gegangen war.

Die Girondisten, Danton, Robespierre, alle von Ideen angefüllt, zu deren Realisierung das Material entweder schwer aufzutreiben oder nur mit der Willenskraft der einzelnen Persönlichkeit gegeben ist.

Dagegen setzte der Staatsgedanke, der im Gehirn Mirabeaus Form gewonnen hatte, weder Forderungen voraus, die überhaupt die Menschen nicht leicht erfüllen können, noch den einzelnen Mann, der allein wie Cromwell das Gebäude zu halten vermag. Mirabeaus Staat war auf Wirklichkeiten aufgebaut, von denen die Menschen überhaupt leben. Es ist eine müßige Frage, ob er, wenn der Tod ihn nicht überrascht hätte, sein Werk durchgeführt haben würde, aber es ist genug, zu wissen, daß es durchgeführt werden konnte, so glänzend, wie nur jemals ein Gedanke lebensstark wie die Athene aus dem Kopfe eines Menschen in die Realität des Lebens übergesprungen ist. Je weiter die bewegliche Gegenwart von dem festliegenden Punkte damaliger Vergangenheit wegrückt, um so deutlicher drückt sich diese Wahrheit dem betrachtenden Geiste ein; warum will er sie mit andern Betrachtungen trüben, die deshalb unberechtigt sind, weil sie mit dem Gegenstande nichts zu thun haben? Nur dieses eine mag noch gesagt sein:

Wenn Mirabeau über die Notwendigkeit des Anfangs der Revolution mit andern in Übereinstimmung war, so war dieses Zusammentreffen für seine Person etwas zufälliges und verpflichtete ihn keineswegs, in der Bestimmung des Endes der Bewegung von ihnen abhängig zu sein. Wie er souverän in der Ansage des Kriegs war, so war er selbstherrlich in der Ankündigung des Friedens. Wenn denn nun einmal der Ausdruck gebraucht werden soll, so gab Mirabeau eine Ware hin, die sein alleiniges Eigentum war, und an die sonst niemand einen Anspruch machen konnte. Was er dafür einhandelte, kann jedem und muß vor allem dem Historiker gleichgiltig sein, der seine Betrachtung jenseits von Gut und Böse zu halten hat.

O ihr Trödler mit alten Kleidern, die ihr einem Themistokles und einem Mirabeau die alte eingeschrumpfte Jacke über die gerade gewachsenen Glieder ziehn wollt! Möchtet ihr nicht auch einem Robert Walpole an den Kragen und ihn zum Stillsitzen zwingen, damit ihr ihm eure Zwangsstiefel anziehen könnt? Wenn der griechische Staatsmann die Priester eines heidnischen Gottes besticht, so ist es am Ende so schlimm nicht, aber der englische machte ehrenwerte Mitglieder des Unterhauses dadurch in ihrer Überzeugung irre, daß er ihnen Hundertpfundnoten unter die Servietten ihres Tischbestecks legte, und höchst ehrwürdige Bischöfe der anglikanischen Kirche verlockte er zur Sünde durch die schimmernde Aussicht auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury. Ja aber was sollte denn der Lenker der britischen Staatsgeschäfte, die durchaus von der Stelle mußten, in damaliger Zeit machen? War er denn für die höchst irdischen Begierden unter der geistlichen Amtstracht der Bischöfe verantwortlich, und wenn er es nicht war, sollte er denn die Rolle des Predigers in der Wüste spielen? Sollte er diesen ehrwürdigen Hirten der Herde zurufen: O ihr Otterngezüchte, die ihr das Heiligtum meines Vaters zu einem Kaufhause macht?

Zu einer Seelsorge in diesem höchsten Sinne fühlte Walpole weder den Beruf in sich, noch hatte er in seiner amtlichen Stellung dazu die Verpflichtung. Dagegen lag es ihm ob, den englischen Staatswagen aus einem holprigen, steilen Hohlwege auf die freie, ebne Fahrstraße zu bringen. Wenn christliche Diener am Wort in irdischem Lederzeug besser anzogen als in geistlichem Rüstzeug, dann waren sie als Vorspann ebenso gut zu gebrauchen wie die heidnischen Worthalter im Tempel des Gottes Apollo. Laßt uns doch vorsichtig in der Handhabung unsrer moralischen Meßrute sein. Im Privatleben wollen wir sie nur an die eignen krummen Glieder legen, und aus den Notwendigkeiten der Politik, die aus einem andern Grunde auf ein andres Ziel gehn, wollen wir sie ganz weglassen. Wenn hier überhaupt ein Richter sein muß, reichen denn da der Erfolg oder der Nichterfolg und das strafende Gewissen nicht aus? Frei und selbstherrlich ist der Gang der Gedanken: mögen sie einen Augenblick aus der englischen Geschichte in die der französischen Revolution zurückkehren. Als Danton in dem wilden Totentanz, dem er selbst den beschleunigten Schritt gegeben hatte, in das Gefängnis geführt worden war, von wo er den langen Rückblick auf eine revolutionäre Thätigkeit und den kurzen Ausblick auf das Schafott hatte, da sagte er: „Um diese Zeit habe ich das Revolutionstribunal einsetzen lassen; ich bitte deshalb Gott und die Menschen um Verzeihung; allein es lag nicht in meiner Absicht, es zur Geißel der Menschheit zu machen.“ Sollen wir dem noch etwas hinzufügen und diesem zuckenden Gewissen gar noch die moralischen Fußtritte geben? Besser ist es zu schweigen. Schweigen ist häufig die beste Umgebung für die Not unsers Daseins.

Den großen Männern der Staatskunst ist meistens das Dasein eine Not. Das kommt von dem Zwiespalt, in den sie mit sich selber geraten, wenn sie in der ihnen obliegenden Vertretung der Gesamtinteressen die Grundsätze hintansetzen müssen, die in der Behauptung des eignen Ichs nicht vernachlässigt werden dürfen. Von Friedrich dem Großen weiß man zur Genüge, daß er in den nach außen gerichteten gewaltsamen Anstrengungen für das Gedeihen seines Staats keineswegs die Befriedigung gefunden hat, nach der seine Seele dürstete. Ihm standen die Mittel, die er im Rat und im Felde anwenden mußte, nicht im richtigen Verhältnis zu dem Zweck, den er im Auge hatte. Aus zahlreichen Niederschriften und Briefen geht hervor, wie sehr er unter diesem Gegensatz, für den es keine Lösung gab, litt. In seinen privaten Bemühungen um das Wohl des ihm untergebenen Volks deckten sich im ganzen Mittel und Zweck, aber in den Dingen der auswärtigen Politik und des Kriegs tröstete er sich für die Notwendigkeit, in die er gestellt war, nur mühsam mit dem Gedanken, daß er sich als Opfer auf dem Altare des Vaterlands zu betrachten habe.

Sa, er und alle andern, die seinesgleichen sind, sind als Opfer dazu ausgesucht, die Sünde derer, für die sie arbeiten, auf sich zu nehmen und sie selber frei zu halten. Die harte Pflicht ist es, die uns hier oben hingestellt hat und uns zwingt, auf steilem Pfade mit lautern oder unlautern Mitteln

der krönenden Höhe zuzustreben. Das solltet ihr bedenken und zugleich euch erinnern, daß wir müssen und gar nicht anders können, weil es in uns gelegt ist. Statt dessen kommt ihr mit euerm Prokrustesbett und wollt uns die starken Glieder abhacken, die wir doch nötig haben, zu vollbringen, was ihr selber nicht könnt. Meint ihr denn nicht, daß wir gern zu euch hinabstiegen, um mit euch im Schatten des Thales zu wandern und sanfte Tugenden zu üben, statt hier oben harte, oft mitleidlose Arbeit zu verrichten, die das menschliche Fühlen verletzt? Daß ihr es doch einmal versuchen möchtet, zu uns empor zu dringen und zu erfahren, wie eifrig und dünn die Luft um uns herum ist, wie verlassen und einsam unser Pfad, weil uns kein Verständnis begleitet!

Auf einsamer windiger Höhe des Teutoburger Waldes steht das Standbild des Cheruskerfürsten Hermann, in seiner einfachen, erhabnen Größe ein Denkmal deutsch-nationaler Kunst, wie ihm kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Obgleich es sich von antiker Kunst so frei und fern hält, wie sich der germanische Flügelhelm von dem Helm des Achilles unterscheidet, so liegt doch die Tragik dort, wo sie hervortreten muß, auf dem Antlitz des Römerbezwingers mit nicht geringerer Deutlichkeit ausgegossen als in den schmerzzerrissenen Zügen des Laokoon. Was will der deutsche Künstler mit dieser Gestalt seines deutschen Helden sagen? Frei steht die Figur auf der Wölbung des Eichwaldes, aus dessen Kronen sie emporgewachsen zu sein scheint. Von der Fußsohle steigt in feinen aber starken Linien sichtbar durch Sehnen und Muskeln die Kraft aufwärts, erscheint in breiten Ablagerungen um Hüften und Brust, schwingt sich sieghaft hinauf in den hochgehobnen Arm, der das Schwert trägt, und strahlt in heldenhaftem Ausdruck des unbezwinglichen Willens in Miene und Gebärde.

Einheitlich ist dieses Werk vom Zeh bis zum Scheitel, und im Antlitz liegt die höchste Spannung. Aber was soll der schmerzlich herbe, fast störende Zug um die Nasenflügel und den Mund des Germanenfürsten? Wer Kleists Hermannsschlacht gelesen hat, der weiß Bescheid. Derselbe Schmerz, der aus den Worten der Thusnelda spricht, wie sie den Todeschrei des in der Umarmung ihres Vaters sterbenden Septimius hört, zuckt auch um die Lippen des von Bandel geschaffnen Standbildes. Es war meine Bestimmung, das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien, niemand anders konnte die That ausführen. Stolz darf ich mich meines Sieges rühmen, und kein Römer soll, solange ich lebe, ungestraft die deutsche Erde da betreten, wohin mein Blick gewandt ist. Aber warum war der Kampf nicht möglich ohne den Widerspruch so vieler meiner Landsleute, und warum der Sieg nicht, ohne daß ich den Feind mit Tücke und Falschheit umgarnte? Gilt auch hier das Gesetz, daß auch die großen Thaten der Menschheit nur unter Sünde und Schmerz gezeugt und geboren werden können?

An der Schwelle unsrer Geschichte steht Hermann der Cherusker, und an der Grenze, wo unsre Gegenwart und die Vergangenheit ineinander fließen, Fürst Otto von Bismarck. Es war nicht nötig, daß ihr diesem andern Einiger Deutschlands mit euern moralischen Vorhaltungen das Leben sauer machtet.

Seine Seele war fein genug gestimmt, daß sie den tiefen Zwiespalt fühlte, der sich zwischen den in der Höhe liegenden Wegen der großen Politik und den Niederungen des privaten Lebens durchzieht. Oder meint ihr, daß sie nicht zart genug war, aus sich selbst den bitteren Schmerz zu empfinden, daß er in der Höhe nicht handeln durfte wie in der Tiefe? Bismarck hat mit gutem Grunde sein letztes Werk Gedanken und Erinnerungen genannt. Erinnerungen daran und Gedanken darüber, daß das Leben des Staatsmanns nicht ihm selber, sondern seinem Volke gehört, und daß von diesem Fundamentalsatz aus Gesetz und Pflichten ganz anders werden als die, nach denen sich das Leben in seinen persönlichen Beziehungen regeln soll.

Ein Buch voll des ergreifendsten Inhalts. Das Herz will dem Fürsten brechen, weil gerade die, die ihm am nächsten stehn, das Gebot der Notwendigkeit, unter dem er steht, nicht anerkennen wollen, und seine Seele will vergehn, daß er seinen Herrn zwingen muß, zu thun, was zum Nutzen des Ganzen unabweisbar ist. Im Gastmahl des Plato ist uns die Klage eines großen Atheners erhalten, der es beweint, daß er den von Sokrates ihm vorgeschriebnen Pfad der Tugend habe verlassen müssen, da er durch des Philosophen und Fremdes Lehre gehindert sei, die Angelegenheiten der Athener zu betreiben. Gut, daß es ihm wie dem Fürsten Bismarck von einem Gott gegeben war, zu sagen, was er litt. Es ist der einzige Ausweg, den die Herren der Politik vor sich sehen, aus dem furchtbaren Dilemma herauszukommen: die Generalbeichte, die sie ins Ohr der Menschheit hauchen, damit sie Absolution von ihr erhalten. Die Herrenmoral Nietzsches, die sie darüber hinaus heben soll, ist ein Unding, und wer es nichtsdestoweniger versucht, sie als Gesetz in die Welt einzuführen, schleudert wie die Titanen Felsblöcke, die zermalmend auf den eignen Leib zurückfallen.

Arnold Joffe



Hellenentum und Christentum

2. Die nachhomerische Religion

(Schluß)



u den Gebieten, auf denen die doppelte Wirkung des Kulturfortschritts bei gleichzeitiger Zunahme der Volksdichtigkeit sehr auffällig hervortreten pflegt, gehört auch das geschlechtliche und das Familienleben. Einerseits drängt bei den Gebildeten die Verfeinerung jede gröbere Auffassung des Geschlechtsverkehrs zurück und verbirgt sie wenigstens, wo sie sie nicht zu überwinden vermag, und die Liebe treibt zarte Gemütsblüten hervor, von denen ein Teil die Gestalt lyrischer Gedichte annimmt. Andererseits wird die Festigkeit des Ehebundes von außen und von innen erschüttert, indem der im Denken geübte